

Versteh' eine die Jungs?!

'Gebrauchsanweisungen' für Buben und Burschen



Dr. Markus Hofer

MÄNNERBÜRO

KATHOLISCHE KIRCHE VORARLBERG
markus.hofer@kath-kirche-vorarlberg.at

Warum können die Buben nicht wie Mädchen sein, denken sich manche Mütter, so nett, pflegeleicht, unaggressiv und natürlich redselig. Statt dessen merken sie, dass ihre Buben zunehmend anders ticken. Sie gelten als laut und wild, reizen oft ihre Grenzen aus und lassen manchmal lieber die Fäuste sprechen als über ihre Wünsche und Gefühle zu reden - wie es vor allem die Mama oder die Lehrerin lieber hätten. „Manchmal kann er so anhänglich sein und dann stößt er mich wieder vor den Kopf“, meinte eine ratlose Mutter. Sie ticken einfach anders, und oft ist es gar nicht so leicht für Mütter, die eigenen Söhne zu verstehen. Sie sind ruppiger, reden nicht so viel, spielen nicht mit dem Spielzeug, sondern wollen es auseinander nehmen und in der Pubertät ist es manchmal fast beängstigend, weil man ihnen nicht folgen kann.

Der Unterschied am Anfang

Es ist nicht so leicht ein Mann zu werden. Einige werden sich über eine solche Aussage wundern: Spermium mit Y-Chromosom trifft auf Eizelle mit X-Chromosom und ein Mann entsteht. So gesehen ist es bei 50%er Wahrscheinlichkeit tatsächlich kein großes Problem, doch die Gene allein sind es nicht. Andere werden einwenden, die männliche Sozialisation kann doch heute kein Problem sein, da die Männer immer noch in vielen Bereichen privilegiert sind. In der Frage des Mann Werdens geht es aber vorerst weder um Chromosomen noch um die spätere Erziehung, auch wenn beides immer zusammen spielt.

Es gibt ein existenzielles Faktum, das viel zu wenig gesehen wird, ein Faktum, das einen deutlichen Unterschied macht. Wir werden alle von einer Frau geboren. Und was soll das für einen Unterschied machen? Die Mädchen haben in ihrer Mutter von Anfang an eine Identifikationsfigur desselben Geschlechts, d.h. sie können und dürfen so werden wie die Mutter, auch wenn sie vierzehn Jahre später beschließen, genau das nicht zu tun; aber das nennt man dann eben Pubertät und ist ein anderes Thema. Das Mädchen kann sich an der Mutter orientieren und hat mit ihr ständig ein Rollenvorbild vor sich. Für die Buben schaut das ganz anders aus. Schon sehr früh merken sie, dass es zwei Geschlechter gibt, die Mama und den Papa, die mit der hohen und den mit der tiefen Stimme, sie riechen anders, nehmen ihn anders in die Hand usw. Und sie merken schon bald, dass die Mama eine Frau und sie selber ein Mann sind. Können Mädchen ihre Identität an der Bindung zur Mutter finden, ist der erste Auftrag der kleinen Männer: Werde nicht wie Mama! Die zentrale Herausforderung des

Mannwerdens ist zuerst einmal eine negative: Du darfst keine Frau werden!



Auf der Suche nach Männlichkeit

Der Versuch, keine Frau zu werden, führt, gerade wenn kein starker Vater präsent ist, zu einer grundlegenden Unsicherheit in der eigenen Männlichkeit. Darum ist es für erwachsene Männer eine, wenn auch nicht ausgesprochene so doch ständig präsente Frage, ob das, was sie tun, auch männlich sei. Vermutlich gibt es bei den Frauen keine derart fast existentielle Frage nach der geschlechtlichen Identität. In diesem Grunddilemma des Mannseins, in dieser manchmal sehr tiefen Unsicherheit wurzelt vermutlich das übertriebene Männlichkeitsgehabe. Mit diesem Gehabe machen Männer, egal welchen Alters, genau diese Verunsicherung wett, indem sie sich durch oft klischeehaftes Verhalten als Mann präsentieren, um ja alle Zweifel auszuräumen. Machos sind durchweg Muttersöhne, die sich nicht wirklich lösen konnten, und deshalb sich fast genötigt sehen, durch ein gewisses Gehabe ihre Männlichkeit ständig beweisen zu müssen.

Die männliche Homophobie, die Angst vor schwulen Männern, ist nichts anderes als die eigene Unsicherheit in der sexuellen Identität, die Angst, möglicherweise selber schwul zu sein oder dafür gehalten zu werden. Für Frauen mag das vielleicht absurd klingen, doch für

vor allem jüngere Männer ist das ein elementares Thema. Das schlimmste Schimpfwort unter männlichen Jugendlichen ist immer noch: Du schwule Sau! Das trifft ihn, wie nichts anderes, weil es genau diese Frage trifft: Bin ich wirklich ein Mann? Umgekehrt hat das Schimpfwort „Du lesbische Zicke“ nicht wirklich eine Pointe, das kann nicht so viel treffen, wie es bei den Burschen trifft.

Beziehungsorientiertes und autonomes Ich

Vermutlich wurzelt noch ein weiterer Unterschied in dem Faktum, dass sich das Mädchen mit der Mama identifizieren kann, der Junge aber nicht. Dieser Unterschied führt dazu, dass Mädchen oft ein stark beziehungsorientiertes Ich entwickeln, das sich sehr am Gegenüber orientiert, an Beziehung und Kommunikation. Wenn es um Empathie und Einfühlungsvermögen geht, sind Mädchen den Jungs zweifellos überlegen. Sie lernen oft schon früh, ihr eigenes Verhalten an der Gegenseitigkeit zu orientieren, zu schauen, dass die Harmonie des Beziehungsgeflechts nicht gestört wird. Im Verhalten untereinander machen Mädchen oft gerne Vorschläge, während es die Jungs mit Anordnungen versuchen. Buben, die vor der Herausforderung stehen, sich von der eigenen Mutter abzuheben, entwickeln eher ein autonomes Selbst, das viel Wert auf Unabhängigkeit und Eigenständigkeit legt. Sie lernen oft schon früh, sich abzugrenzen oder auch sich durchzusetzen, mehr auf die eigenen Interessen zu achten als auf die Gruppe. In der Gruppe selbst geht es vorrangig um die Herstellung einer passenden Rangordnung. Zumindest das Gefühl der eigenen Unabhängigkeit wird so zu einem grundsätzlichen Faktor im männlichen Muster. Nicht zuletzt ist deshalb auch die Angst, unter dem Panzertopf zu stehen, viel mehr eine männliche als eine weibliche.

Bestätigung als Mann

Die Bestätigung als Mann müssen die jungen Männer vor allem von den Männern selbst bekommen. Die aktive Bewunderung durch die Mama mag zwar der Bubenseele schmeicheln, aber letztlich weiß er, dass die Männer entscheiden, ob er zu ihnen gehört. Die mütterliche Bewunderung allein macht eher abhängig, aber nicht frei und stark. Erst die Bestätigung von Männern befreit ihn vom Zwang, seine eigene Männlichkeit dauernd unter Beweis stellen zu müssen. In erster Linie ist das natürlich die Aufgabe des Vaters, aber auch andere erwachsene Männer (Opas, Onkel, Paten, Freunde, männliche Pädagogen usw.) können diese Aufgabe übernehmen und sollen sich ihrer bewusst werden.



Buben wollen Männer sein und damit kann das Wort eines Mannes ein anderes Gewicht haben. Ein zwölf-jähriger Firmling saß mit seiner Mama in der Vorabendmesse seiner Pfarre, in der die neuen Firmlinge der Gemeinde vorgestellt wurden. Auf dem Kopf hatte er, für ihn ein Symbol seiner jungen Männlichkeit, die verkehrt aufgesetzte Baseballkappe. Die Mama versuchte ihm immer wieder die Kappe abzunehmen, aber gegen diesen Akt der vermeintlichen Entmännlichung wehrte er sich heftigst, sie hatte keine Chance. Hätte ihm ein Mann gesagt: „Hey, Männer haben in der Kirche keine Kappe auf, das dürfen nur Frauen!“, wäre die Mütze vermutlich blitzartig von seinem Haupt

verschwunden, denn im Grunde will er ja nichts anderes als eben männlich sein.

Männliche Vorbilder

Im Dilemma, sich von der Mama unterscheiden zu müssen, wachsen die Buben auf mit dem Blick auf Männer. Sie suchen das männliche Gegenüber, männliche Identifikationsfiguren, Rollenbilder, männliche Vorbilder, die ihnen dabei helfen, von der weiblichen Seite hinüber zur männlichen zu gelangen, wo sie hingehören. Männliche Vorbilder heißt natürlich nicht, dass das Idealbilder sein müssen, aber sie brauchen greifbare Mannsbilder, die sie vor sich haben. Nur Männer können den jungen Mann in die Männerwelt aufnehmen und nichts wünscht er sich sehnlicher, dahin geht letztlich sein ganzes Streben. Wenn Papa seinen Sohn erstmals mit zum Stammtisch auf ein Bier nimmt, so mag die Mama den Alkoholkonsum beklagen, für den Sohn ist es aber nichts anderes als die rituelle Aufnahme in die Männerwelt, ein Bier, das er sein Leben lang nicht mehr vergessen wird.

Das männliche Dilemma verschärft sich natürlich in einer Gesellschaft, in der das Erziehungsumfeld oft weitgehend weiblich ist, in der die Väter entweder fehlen, wenig anwesend sind oder nicht die Stärke haben, in der familiären Inszenierung tatsächlich präsent zu sein. Wenn die Väter bzw. Männer fehlen, kommen die Jungs auf

ihrer Suche nach Männlichkeit ziemlich bald zum Trugschluss: Mannsein ist das Gegenteil von dem wie Mama tut – und das können sie dann ziemlich konsequent durchziehen. Gleichzeitig besteht die Gefahr, dass sie sich auf der Suche nach männlichen Rollenvorbildern an sehr fragwürdige mediale Rollentypen anhängen.

Stehend pinkeln

So lächerlich es für Frauen klingen mag, auch die Art des Pinkelns ist vor allem für junge Männer ein Frage der Männlichkeit. Auf einem Streifencartoon protestiert ein kleiner Junge lautstark: „Ich will wie Papa pinkeln!“ Mama, aus durchaus nachvollziehbaren Gründen, toleriert diesen Protest nicht und setzt den Jungen aufs WC, der dort noch mal widerspricht: „Wie Papa!“ Es nützt ihm nichts. Auf dem nächsten Bild ist er allein im WC, stellt sich in die Kloschüssel und pinkelt dort stehend – ein Kompromiss, mit dem er versucht wie Papa zu pinkeln und es gleichzeitig Mama recht zu machen. Der reale Hintergrund ist vermutlich gar nicht so lustig wie der Cartoon selbst. Für heranwachsende Buben ist das stehend Pinkeln vorerst gerade in Abhebung von der Mutter eine Frage der Männlichkeit, denn das kann Mama definitiv nicht und darum machen sie es auch voller Stolz eben anders als Mama. Werden solche Dinge lächerlich gemacht oder verständnislos unterbunden, droht möglicherweise tatsächlich eine Art Infantilisierung. Überzeugte Sitzpinkler, d.h. Männer, die es nicht mehr nötig haben, ihre Männlichkeit rituell zu belegen, haben nicht als solche begonnen, sondern durften erst „wie Papa“ ihren Weg der Männlichkeit gehen und darin ihre Bestätigung erfahren, um dann vermutlich aus Einsicht in die Reinigungserfordernisse den Habitus zu ändern ohne die Angst, deshalb unmännlich zu sein. Oder einfach formuliert: Der Weg zum Sitzpinkler geht über den Stehpinkler. Es gibt im Leben manchmal Wege, die man nicht abkürzen kann.

Achtung vor ihrer Männlichkeit

Die Mütter sind darin gefordert, dass sie die Entwicklung ihrer Söhne zu eigenständigen jungen Männern nicht nur zulassen, sondern auch achten. Sie werden ihnen immer wichtig bleiben, wenn sie es verstehen auch loszulassen, statt zu klammern. Und Mütter dürfen gegenüber den Söhnen manchmal genauso ratlos sein, wie es die Väter gegenüber den Töchtern sind. Söhne schätzen es, wenn die Mutter die Eigenständigkeit ihres Weges und ihre Andersartigkeit würdigt und gemeinsame Unternehmungen mit dem Vater oder anderen älteren Männern unterstützt. Auch die alleinerziehende Mutter muss sich

bewusst sein, dass sie ihrem Sohn bei allen Bemühungen nicht das Männliche ersetzen kann; ebenso wenig wie ein Vater der Tochter das Weibliche ersetzen kann.

Die ersten kleinen Schritte zur männlichen Autonomie, die sich nicht zuletzt in der Abhebung von der Mama zeigen, beginnen schon sehr früh. Einerseits ist natürlich darauf zu achten, dass diese Verhaltensweisen im Rahmen angemessener Regeln bleiben; Grenzen sind da durchaus angebracht. Gleichzeitig erleichtert es aber den Umgang beider, wenn Mütter oder Pädagoginnen diese Schritte in ihrer Bedeutung achten und respektieren. Es ist gut, wenn sie die Jungs nicht für sich vereinnahmen, sondern innerlich respektieren als kleine oder heranwachsende Männer, die auch ein Stück ‚anders‘ sind und werden dürfen.

Es klingt klischeehaft, aber mein Eindruck ist zunehmend, dass Männer zuerst geachtet und dann geliebt werden wollen, während es bei den Frauen vielleicht umgekehrt ist, dass sie zuerst geliebt und dann geachtet werden wollen. Auf Dauer braucht es in jeder Beziehung beides. Ist einmal die Achtung vor dem Mann als Mann und die Achtung vor der Frau als Frau verschwunden, ist es meist der Anfang vom Ende einer Beziehung; da nützt vermutlich alle Liebe nichts. Das Geliebtwerden geht vor allem über die Nähe, das Geachtetwerden mehr über die Distanz. In diesem Sinn ist es auch für Mütter und Pädagoginnen im Umgang mit Jungs ratsam, das Spiel von Nähe und Distanz flexibel zu halten, sich auch einmal zurück zu nehmen und in die Distanz zu gehen, um damit auch die Unabhängigkeit des heranwachsenden jungen Mannes zu respektieren, die ihm zunehmend wichtiger wird. Buben sind zweifellos aus der Distanz auch besser zu verstehen.



Aggression ist nicht Gewalt

Kleine wie große Männer sind zuerst einmal in ihrer Weise im Schnitt aggressiver als Mädchen oder Frauen. Dahinter liegt auch das männliche Geschlechtshormon Testosteron, das diese Eigenschaften mitbewirkt. Der eigene Anteil des Testosterons wirkt sich bei Frauen nicht viel anders aus. Zwei Dinge sind hier vorerst ganz klar auseinander zu halten: Gewalt und Aggression. Konflikte, Auseinandersetzungen, Wettkämpfe und lustvolle Rangeleien sind für Jungen ebenso wie für erwachsene Männer ein Teil des Lebens. Der Sport, die Konkurrenzkämpfe in der Wirtschaft und private Revierkämpfe geben Zeugnis davon. Es kann für Männer auch ein Zeichen von Nähe und Zuwendung sein, wenn sie ins körperliche oder verbale Rangeln gehen, ein Verhalten, das auf viele Frauen befremdend wirkt. Für Männer ist es eher eine lustvolle Form, miteinander in Kontakt zu gehen. Es wäre aber verhängnisvoll, Männer deshalb gleich als streitlustig hinzustellen, nur weil sie solchen Dingen nicht aus dem Weg gehen bzw. sogar einen Gefallen daran finden. Aggression ist in gewissem Ausmaß ein natürlicher Bestandteil der Männerwelt. Das lateinische Wort „aggrederere“ heißt so viel wie „in Angriff nehmen“. Diese Aggression ist vorerst eine vitale Kraft, eine Antriebsfeder, neudeutsch ‚Power‘, um etwas zu leisten, etwas zu verändern, zu gestalten. Umso mehr ist es aber sehr wichtig, dass sie den Umgang mit ihrer Kraft und Aggression lernen.

Kämpfen lernen

Untersuchungen haben gezeigt, dass die Frage, ob Jugendliche später tatsächlich gewalttätig werden, wesentlich davon abhängt, ob sie schon in frühen Jahren gelernt haben, mit ihrer Kraft umzugehen. Sie müssen lernen zu kämpfen und dabei gleichzeitig Grenzen einzuhalten, zu kämpfen, ohne jemand zu verletzen, fair zu sein. Sie dürfen ihre Kraft nicht unterdrücken, aber sie müssen lernen, mit ihr gut umzugehen. Gewalttätige Männer sind oft gerade jene, die es nicht gelernt haben, mit ihrer Aggression und Kraft umzugehen. Gewalt und Brutalität sind nicht Ausdruck männlicher Stärke. Vielmehr sind es innerlich schwache und unreife, manchmal auch hilflose und überforderte Männer, die zu körperlicher Gewalt greifen.

Nachdem das Raufen heute eher verpönt ist, stellt sich die Frage, wo die Buben es noch lernen können, wer ihnen die Regeln beibringt. Wenn im Schulhof Jungs rangeln, tritt meist eine Lehrperson dazwischen, um den Kampf zu stoppen. Vielleicht wäre es zielführender, wenn die Lehrperson die Rolle des Schiedsrichters übernehmen wür-

de, den Kampf im guten Sinne coacht, satt ihn verbietet. Pfeife, rote und gelbe Karte wären hilfreichere Instrumente als das Verbot. Hinzu kommt, dass Männer unbedingt auch das Verlieren lernen müssen; Männer, die das nicht gelernt haben, können wirklich gefährlich werden.



Wettbewerb spornt an

Eine Zeit lang gab es die sog. New Games, Spiele, die Spaß machen sollten, bei denen es aber keine Sieger und Verlierer gibt. Man hielt es für den neuesten pädagogischen Schrei und vermutlich stand auch das Interesse dahinter, Jungs damit zu einem vermeintlich kooperativeren Verhalten zu bringen. Das hat nie wirklich funktioniert. Für Buben sind Spiele, bei denen es keine Gewinner und Verlierer gibt, relativ schnell uninteressant. Wettkampf, das sich Messen und Vergleichen mit anderen, ist für sie ein elementarer Antrieb. Für die Pädagogin mag das schnell einmal mühsam werden, den Jungs selber macht aber genau das Spaß. Inzwischen wurde auch nachgewiesen, dass Buben in der Schule besser lernen, wenn es einen gewissen Ansporn gibt, der gerade im Wettbewerb liegt.

Pauken und Trompeten

Mädchen können die längste Zeit ruhig beieinander sitzen, miteinander spielen und reden. Bei Buben kommt das schon auch vor, aber es dauert nicht lange, und dann geht es wieder ordentlich rund und hör-

bar laut zu. Buben können manchmal tatsächlich von einer Sekunde auf die andere von liebevoll-kuschelig auf kämpferisch-grob umschalten. Der bekannte Hirnforscher Gerald Hüther hat dafür ein schönes Bild entwickelt. Man kann das kindliche Gehirn mit einem Orchester vergleichen. Eigentlich ist die Besetzung der Instrumente bei Männern und Frauen gleich. Nur die Anordnung ist anders. Bei den Mädchen dominieren die melodietragenden Instrumente wie Flöten und Geigen. Bei den Jungs funktioniert das auf Dauer nicht, denn da sitzen zu viele Pauken und Trompeten in der ersten Reihe, die sich immer wieder bemerkbar machen. Die Ursache sieht er in der Einwirkung des Testosterons auf die Gehirnbildung schon vor der Geburt. Jungs machen sich von Anfang an mit mehr Antrieb auf den Weg, meint der Hirnforscher.

Das ist ein brauchbares Bild, um diese gerade für Mütter oft sehr unverständlichen Reaktionsweisen besser akzeptieren zu können. Man darf es sogar wörtlich nehmen: Welche Instrumente lernen Kinder? Unlängst habe ich es beim Wettbewerb „Prima la musica“ gezählt: Bei den Geigen dominieren die Mädchen mit 89%. Hackbrett, Harfe und Zither spielen überhaupt nur Mädchen. Bei den Holzbläsern dominieren sie immer noch mit 75%. Bei den Blechbläsern dreht es sich wie zu erwarten um: 85% Jungs. Beim Schlagwerk ist es dann ganz klar: zwei Mädchen und 29 Burschen.

Die Friedenskämpfer

Da die Buben heute in einem weitgehend weiblichen Erziehungsumfeld aufwachsen und die Schule stark weiblich geprägt ist, besteht zumindest die Gefahr, dass die ‚männliche Logik‘ der Jungs auf der Strecke bleibt. Ein Beispiel von Allan Guggenbühl soll das demonstrieren: In der modernen Pädagogik gibt es immer wieder Sitzrunden, in denen die Schüler aufgefordert sind, alles zu sagen, was sie denken oder empfinden. Manchmal kann aber genau das daneben gehen, weil die Intentionen der Lehrerin nicht zu dem passen, was Jungs halt so denken.

Volksschulklasse, Herbst, Schulbeginn. Zum Start macht die Lehrerin einen Freundschaftskreis zum Thema: „Welche Wünsche habt ihr für die Schule?“ „Ich wünsche mir, dass die gute Stimmung weiter anhält!“, meint das erste Mädchen. „Freundschaft, und keinen Streit mit Barbara!“, wünscht sich die Zweite. Allgemeine Zustimmung unter den Schülerinnen und von der Lehrerin. Dann ist der erste Schüler an der Reihe. Er schweigt. Die Lehrerin drängt: „Was wünschst du dir?“ Nach einigem Zögern kommt es: „Mein Wunsch? Ein Swimmingpool

auf dem Pausenplatz!“ Es war zwar ehrlich, aber eben doch falsch. Alles darf man sich auch wieder nicht wünschen. Kopfschütteln der Lehrerin: Es gehe hier um Mitmenschen und Beziehungen. Er müsse etwas äußern, das man nicht anfassen kann. Der Schüler überlegt: „Mehr Kämpfe!“ Wieder war es ehrlich und trotzdem falsch. Die Lehrerin wendet sofort ein, das könne man sich nicht wünschen. Er soll sich etwas Schönes wünschen wie z.B. Frieden. Der Schüler überlegt noch mal und strahlt: „Dann halt mehr Friedenskämpfe!“

Rangeln ist Nähe



Lustvolles Rangeln ist aus Männersicht genauso ein Ausdruck körperlicher Nähe wie das Kuschneln. Da Jungs zweifellos mehr über den Körper zum Ausdruck bringen als über das Reden, muss jede Mutter oder Pädagogin für sich entscheiden, wie weit sie auf dieser Ebene mit ihnen in Beziehung treten möchte; was natürlich auch vom Alter des Heranwach-

senden abhängt. Buben können sich vermutlich ein lustvolles Rangeln mit Mama durchaus auch vorstellen.

Klare Konfliktkultur

Der aggressivere Duktus des männlichen Musters führt auch zu einem anderen Umgang mit Konflikten, die im weiblichen Muster eher als Gefährdung der Beziehung gedeutet werden. Für Männer ist das umgekehrt. Mit jemand in einen Konflikt zu gehen belegt auf jeden Fall, dass diese Person bedeutsam ist. Sich auch verbal zu reizen kann im männlichen Muster durchaus als Versuch gesehen werden, Nähe herzustellen. Dem entsprechend haben viele Männer kein Problem, Konflikte offen auszutragen. Für Mütter und Pädagoginnen kann das durchaus eine Herausforderung sein, gerade im Umgang mit Buben und Burschen selber eine gewisse Konfliktfreudigkeit zu zeigen. Das wäre sicher hilfreich, um mit ihnen Dinge besser zu klären. Für Buben jedenfalls ist das eine ganz normale Sache, bei der sie sich gar nichts denken, weil es ihre eigene Ebene ist, mit der sie gut umgehen

können. Eine klare Konfliktkultur ist für sie auf jeden Fall besser als manche Psychotricks.

Keine Psychotricks

„Max ist zehn Jahre alt und hat im Supermarkt eine Cola und einen Kaugummi gestohlen. Die Eltern sind ratlos und befürchten, dass ihr Sohn auf die schiefe Bahn gerät. Der Vater schlägt ihm in der ersten Wut auf den Po und verpasst ihm eine Woche Hausarrest. Die Mutter ist völlig hilflos wegen des Verhaltens ihres Sohnes und ärgert sich über die Härte ihres Mannes.“ So war es unlängst auf der Beratungsseite einer Wochenzeitschrift zu lesen. Ich war gespannt und dann entsetzt, welchen Tipp die Beraterin der besorgten Mutter gab: Sie müsse in einer Ich-Botschaft ihre Gefühle schildern. Was hat Stehlen, ein objektives Vergehen, mit den Gefühlen der Mutter zu tun, würde man spontan meinen. Dann kommt der Beispielsatz der Beraterin: „Es macht mich unheimlich wütend, dass du etwas gestohlen hast.“

Diese Ich-Botschaft-Strategie ist eigentlich grausam. Nun muss sich der zehnjährige Max gleich doppelt schuldig fühlen: Er hat gestohlen und gleichzeitig seine Mama wütend gemacht. Die Tat wieder zu bereinigen wird jetzt noch schwieriger. Zuletzt schiebt die Beraterin einen ganz perfiden Beispielsatz nach: „Wir müssen erst mal schauen, wie wir damit umgehen können.“ Was soll das für den Buben jetzt heißen? Er sitzt gleichsam in der U-Haft und muss warten, wie der mütterliche Gerichtshof damit umgehen wird. Gerade Jungs brauchen klare Regeln und Grenzen und sie erwarten sich auch faire Sanktionen. Klarheit in der Sache erleichtert ihnen den Umgang damit. Wird aber alles mit den mütterlichen Gefühlen derart vermischt, ergibt sich ein psychischer Cocktail, der neurotisiert.

Ein ‚gesunder Bub‘

„Zuhause haben wir mit unseren Buben einen guten Weg gefunden“, erzählt eine Mama. „Doch in der Schule ist die Lehrerin begeistert von Mädchen und angepassten Buben. Die anderen würden sie extrem nerven. Die Eltern, vor allem die Mütter sind verunsichert. Ich auch. Viele bekommen den Rat, den Schulpsychologen aufzusuchen. Doch eigentlich sind es nur lebhaftere Buben, Lausbuben hätte man früher gesagt.“

In meiner eigenen Schulzeit war der Direktor überzeugt: „Ein gesunder Bub hat einen Zweier in Betragen, sonst ist er nicht gesund.“ Was früher ein „gesunder Bub“ war, gilt jetzt nicht selten als verhaltens-

gestört, wenn nicht gar als krank. Oft geht aber den Buben die Wohlfühl-Pädagogik auf den Keks. Sie haben andere Bedürfnisse, agieren vieles körperlich aus, brauchen Bewegung und fühlen sich nicht wohl, wenn sie nur da sitzen und reden dürfen. Die Ärzte ihrerseits beklagen immer wieder den Bewegungsmangel der Kinder. Für die Buben kommt erschwerend hinzu, dass sie vor lauter Bewegungsdrang in der Schule kaum still sitzen können und darum schnell negativ auffallen. Es ist einfach so, dass sie sprachlich nicht so kommunikativ sind, dafür mehr körperlich ausagieren.



gestört, wenn nicht gar als krank. Oft geht aber den Buben die Wohlfühl-Pädagogik auf den Keks. Sie haben andere Bedürfnisse, agieren vieles körperlich aus, brauchen Bewegung und fühlen sich nicht wohl, wenn sie nur da sitzen und reden dürfen. Die Ärzte ihrerseits beklagen immer wieder den Bewegungsmangel der Kinder. Für die Buben kommt erschwerend hinzu, dass sie vor lauter Bewegungsdrang in der Schule kaum still sitzen können und darum schnell negativ auffallen. Es ist einfach so, dass sie sprachlich nicht so kommunikativ sind, dafür mehr körperlich ausagieren.

ADHS

Ich vergesse nicht die Geschichte von Lukas, wie sie mir sein Vater erzählt hat. Lukas hatte Probleme in der Schule. Er sei so unruhig und aggressiv, störe den Unterricht, meinte seine Lehrerin und beim Sitzkreis, wo die Kinder sich persönlich austauschen, benehme er sich unmöglich. Schon mehrfach waren die Eltern bei der Lehrerin und zuletzt gab es einen Termin mit dem Direktor. Den Eltern wurde dringend empfohlen, einen Arzt aufzusuchen. Dieser hatte zwar nicht allzu viel Zeit für den kleinen Lukas, kam aber schnell zum Schluss: ADHS – Aufmerksamkeits-Defizit-Hyperaktivitäts-Syndrom, im Volksmund Zappelphilipp-Syndrom genannt. Und Ritalin bekam er auch verschrieben. Dieses Medikament ist zwar wirkungsvoll, aber von den möglichen Nebenwirkungen her nicht ohne. Der Vater saß am Abend ratlos da und konnte sich nicht damit abfinden, dass sein Sohn krank sei: „Der ist doch gar nicht anders, als ich es war, und ich war doch auch nicht krank, ein lebendiger Bub halt!“ Er hatte eine Idee. Er versprach Lukas ein Fahrrad, wenn er dafür jeden Tag mit dem Rad zur Schule fahre. Und das Ergebnis? Seither gibt es keine Probleme mehr in der Schule und Lukas braucht kein Ritalin. Den Sitzkreis mag er immer noch nicht, aber das geht vermutlich den meisten Männern so. Der temperamentvolle Bub hatte einfach einen Bewegungsmangel.

Experten vermuten, dass heute zu oft und zu schnell ADHS diagnostiziert wird. Die American Psychiatric Association hat fünf Kriterien erstellt, die alle erfüllt sein müssen, damit zu Recht ADHS diagnostiziert werden kann (vgl. Sax, Jungs im Abseits, München 2009):

1. Hyperaktivität/Impulsivität oder Unaufmerksamkeit. Das ist das entsprechende Verhalten, das sehr leicht festgestellt werden kann.
2. Die Symptome treten vor dem siebten Lebensjahr auf. Die Probleme, die zu einer Beeinträchtigung führen, müssen schon früh auftreten.
3. Die Symptome treten in mehreren Bezugssystemen auf. Dieses Verhalten müssen die Kinder sowohl zuhause, in der Schule oder auch bei Sportvereinen usw. zeigen. Legt ein Bub das Verhalten nur in der Schule an den Tag, nicht aber zuhause, dann ist es ratsam genauer zu schauen, was in der Schule los ist.
4. Es muss zu signifikanten Beeinträchtigungen im sozialen Bereich oder in der Lernleistung kommen. Nur ein besonders lebendiger Bub mit großem Bewegungsdrang zu sein, reicht nicht aus. Das Verhalten muss tatsächlich zu beträchtlichen Einschränkungen im Lernen oder in den zwischenmenschlichen Kontakten führen (wird gemieden etc.).
5. Die Symptome sind nicht durch ein anderes psychisches Störungsbild besser erklärbar. Lustlosigkeit und Unruhe können entwicklungsbedingt sein bzw. alle möglichen Ursachen haben. ADHS sollte erst diagnostiziert werden, wenn andere, naheliegendere Ursachen ausgeschlossen werden können. Gerade dieser Punkt ist ein Kriterium, das nicht in einem kurzen Gespräch in der Arztpraxis abgeklärt werden kann.

Grenzen ausloten

Buben müssen auch Grenzen ausloten, was pädagogisch verständlicherweise nicht sehr gefragt ist. Doch für das sich abgrenzen müsende, männliche Ich kann es wichtig sein, die Grenzen auszuloten, die eigenen Grenzen genauso wie die Grenzen des Erziehungsfeldes. Das autonome Ich drängt auf klare Reviere und Grenzen, weil es sich dadurch besser verorten kann. Wenn der autonome Rahmen klar abgesteckt ist, können sich Buben besser orientieren. Das alles sind Elemente des männlichen Musters, die gerade heute schnell als ‚aggressiv‘ erscheinen mögen, doch ist es wichtig, die kleinen Männer damit nicht abzuwerten, sondern viel mehr ein Herz für sie zu entwickeln.



Die Minimalisten

Eine besondere Herausforderung sind zweifellos die jugendlichen Minimalisten - und das sind vor allem Burschen. Minimalisten leben möglichst nach Lust und Laune. Motto: Ja nicht anstrengen und schon gar nicht schinden. Sie sind nicht generelle Schulverweigerer, aber sie machen sich eine Sportart daraus, nur das Allernötigste zu tun und die Grenzen auszuloten. Die hohe Kunst des Minimalisten ist es, genau soviel zu tun, dass man es gerade noch in die nächste Klasse schafft. Insofern hat es durchaus etwas mit praktischer Intelligenz zu tun. Der Minimalist ist ein Überlebenskünstler und Vermeidungsstrategie. Er kommt sich cool, clever und raffiniert vor. Alle gut gemeinten Argumente, dass es doch stressfreier wäre, die Dinge zu erledigen, als es drauf ankommen zu lassen, prallen an ihm ab. Es ist ein nachpubertärer Kampf gegen das System, gegen Eltern, Lehrer und Autoritäten. Und sie tun es mit einer gewissen Lust. Befriedigung verschafft ihnen das Gefühl der geistigen Überlegenheit, die Gewissheit es zu schaffen, auch ohne dass er tut, was man ihm sagt.

Der Minimalismus ist vermutlich eine Protesthaltung gegen übereifrige Eltern oder gegen vermeintlich fortschrittliche Pädagogen. Viele Minimalisten sind überpädagogisiert. Wenn man ihnen einen betont großen Spielraum lässt und behauptet, sie dürften eigenständig über ihre Lernprozesse bestimmen, obwohl letztlich immer der Lehrer über den Schulerfolg entscheidet, dann durchschauen sie dieses Spiel und setzen ihre Ziele möglichst tief an. Wo nicht Ruhm und Ehre winken, lohnt sich der Einsatz nicht. Auch Minimalisten wollen Helden sein.

Wer ist hier der Chef?



Was machen Buben, wenn sie einmal mit den Playmobilfiguren eines anderen spielen dürfen? Sie legen zuerst fest, wer von diesen Figuren der Chef ist, da sie sonst nicht wirklich mit ihnen spielen können und sie diese Ordnung brauchen. Warum auch immer, die männliche Logik dürfte hierarchischer gestrickt sein als die weibliche. Vielleicht sucht das nach Autonomie strebende männliche Ich schon früh in der Gruppe weniger die Harmonie als die klare Rangordnung, in der jeder seinen Platz hat; die Rangordnung muss natürlich von Zeit zu Zeit überprüft und gegebenenfalls korrigiert werden. Für Männer generell ist es eine zentrale Frage, welchen Platz sie haben, welche Stellung, welchen Status

sie einnehmen und Männer tun oft sehr viel für diesen Status. Wenn Männer zusammen kommen, sind sie im Normalfall zuerst einmal Konkurrenten. Mehr oder weniger klopf man(n) sich gegenseitig ab, sondiert das Revier und unter dem Strich geht es um die Rangordnung, um den Platz auf der Hühnerleiter. Vorerst treten sich gleichsam Ritter in Rüstungen gegenüber, das Visier vorsichtshalber (oder besser: cooler weise) erst mal herunter - man könnte ja gleich eins hinein bekommen. Es wird gerangelt, die Hierarchie ausgetestet, jeder muss schauen, auf welche Sprosse der Hühnerleiter er gehört. Wenn das geklärt ist und vielleicht sogar einer als Chef akzeptiert ist, dann geht sehr viel.

Unter erwachsenen Männern läuft das heute meist sehr diszipliniert ab, sehr dezent, für Frauen kaum mehr wahrnehmbar. Bei Jungs ist es dasselbe, nur eben viel offensichtlicher und augenscheinlicher. Der Streit um die Hackordnung ist in diesem Sinn ein wichtiger Bestandteil der Männerwelt und man tut ihnen vermutlich nichts Gutes, wenn man wohlmeinend glaubt, die armen Buben davor bewahren zu müssen; und noch einmal, sie müssen auch verlieren lernen. Viel mehr geht es darum zu sorgen, dass diese Auseinandersetzung ihren Platz haben darf und sich fair abspielt.

Bei einer Podiumsdiskussion meinte einmal mein weibliches Gegenüber: „Immer diese Männer mit ihrem Steinbock-Gen! Jeder will um alles auf dem höchsten Felsen stehen mit dem größten Geweih.“ Mei-

ne Antwort war damals: „Das stimmt. Aber auch die Frauen haben ein Steinbock-Gen!“ Ratlose Verwunderung. „Die beobachten das sehr wohl und wissen ganz genau, welcher auf dem höchsten Felsen steht und das größte Geweih hat.“ Befreites Schmunzeln.

Der Nordpol schafft Ordnung

Eine zentrale Frage in dieser Logik ist deshalb die Frage: Wer ist hier der Chef? Für Buben ist das ganz wichtig, denn sie müssen wissen, wo der Nordpol ist, auch wenn man ihn nicht sieht. Das heißt nicht, dass er es nicht hin und wieder versucht und auslötet, das gehört dazu. Schlimm ist aber, wenn er keinen Nordpol hat, an keine Grenzen stößt, nie einen Widerstand erfährt, an dem er sich orientieren und messen könnte. Die Früchte einer grenzenlosen Erziehung sind heute zu greifen. Die hierarchische Orientierung, Grenzen, Ordnung und Struktur, der Nordpol eben, dient gerade für Jungs einerseits der Ausrichtung und bildet andererseits ein gemeinsames Magnetfeld, das auch Zugehörigkeit schafft.

Eine Kindergartenpädagogin hat einmal folgende Geschichte erzählt: Ein kleiner Bub kommt den ersten Morgen in den Kindi. Selbstbewusst stellt er sich vor die „Tante“ und erklärt ihr: „Ich bin in der Spielgruppe der Chef und zuhause der Chef und ich bin auch hier der Chef!“ Sie zuckte zuerst zusammen und machte sich auf einiges gefasst. Doch dann kam ihr plötzlich die passende Antwort: „Nein, hier bin ich der Chef!“ Erst war er etwas verdutzt, dann zögerte er, maß sie mit seinem Blick und kam dann zum Ergebnis: „OK!“ Und dieses OK hielt auch, die befürchteten Probleme traten gar nicht auf.

Befehle statt Bitten

„Mach das bitte, mir zu liebe.“ Solches Flehen bleibt bei den Jungs oft unerhört, während man Mädchen durchaus damit gewinnen kann. Das beziehungsorientierte Ich der Mädchen führt dazu, dass sie meist sozialer orientiert sind, mehr auf das persönliche Beziehungsnetz bezogen. Sie machen etwas nicht ungern der Lehrerin oder Mama zu liebe.

Jungs sind da wesentlich sachbezogener. Inständiges Bitten, Appelle oder gutes Zureden verhalten oft nahezu wirkungslos. Deshalb ist es wichtig, dass die Mama oder die Pädagogin auch hierarchisch ihnen gegenüber ihren Platz einnimmt. Dann haben Jungs auch keine Probleme mit klaren Anweisungen oder gar Befehlen. Das ist vermutlich viel wirkungsvoller als Beziehungsappelle oder flehentliches Bitten.

Jungs lieben es auch zu verhandeln. Es widerstrebt Müttern vielleicht, ihren Söhnen ein Angebot zu machen, mit ihnen Deals auszuhandeln, aber genau das könnte bei Jungs viel effizienter sein. Wahrscheinlich muss man Buben engmaschiger führen, mit einer klaren, bestimmten Sprache und deutlich formulierten Anweisungen möglichst ohne großen Interpretationsspielraum.

Eine Mutter mailte mir nach einem Vortrag: „Unserem Sohneemann habe ich den Staubsauger vor die Tür gestellt und ihm ganz chefmäßig erklärt, bis wann der Staub unter dem Bett verschwunden sein muss. Das hat soweit geklappt, aber natürlich hat er nur unter dem Bett gesaugt und der Rest des Zimmers blieb staubig. Ich glaube, ich muss als Chefin noch einiges dazulernen.“ Das mit den klaren Kommandos ist natürlich Übungssache und umgekehrt muss der Sohneemann die plötzlich chefmäßig auftretende Mama testen. Aber so wie es aussieht, wird es mit den beiden schon noch klappen.

Man kann die kleinen Männer auch bei ihrer Ehre packen, wenn man wohlwollend akzeptiert, dass sie im Grunde kleine Helden sein wollen. Klare Verhandlungen sind auf jeden Fall effizienter als langes Reden. Deals – „Wenn du das tust, dann darfst du oder bekommst du...“ – führen viel eher zum Ziel als jedes Flehen. Man kann aus der geforderten Hausarbeit auch ein ‚Projekt‘ machen, Dinge zur Ehrensache erklären und den Anforderungen ein entsprechendes Image geben. Notfalls stellen Sie sich einfach vor, Winnetou oder Spiderman steht Ihnen gegenüber. Wie würden Sie mit ihm verhandeln?



Zuwendung und Grenzen

Auch wenn sie noch so cool und unnahbar wirken: Sie suchen Zuwendung. Das Rezept im Umgang mit Burschen wäre im Grunde einfach: Jungs brauchen Zuwendung UND Grenzen; die Betonung liegt auf dem „und“. Zuwendung allein macht schwach oder süchtig. Grenzen allein machen hart und kalt. Vermutlich steht dieses „und“ für den Mittelweg zwischen einer ‚Kuschelpädagogik‘ der es vor allem um die Zuwendung geht und einer ‚Rohrstockpädagogik‘, die vor allem die Grenzen einfordert.

Vermutlich noch mehr als die Mädchen brauchen die Buben eine klare Ordnung. Es ist wie bei den Pfadfindern: Es muss klar sein, a) wer das Sagen hat, b) wie die Regeln lauten und c) wie sie gerecht durchgesetzt werden. Stimmt dieser Rahmen, kennen sie sich aus, können sie sich orientieren und entfalten. Wenn dann zu dieser Ordnung auch noch Zuwendung hinzu kommt, Anerkennung („Das machst du gut“) und Bestätigung („Ich bin stolz auf dich“), dann hat die Bubenseele im Grunde alles, was sie braucht.

Mamas Stolz

Es ist schön, wenn Mama stolz auf den Sohn ist. Doch die Söhne sind da sehr sensibel, weil sie spüren, dass es einen Unterschied gibt. Die Mama kann quasi in einer zurückgelehnten Haltung stolz auf den Sohn sein, weil sie ihn einfach toll findet und darum stolz auf ihn ist. Mama kann aber auch in einer eher aufgeblähten Haltung stolz auf den Sohn sein, weil sie sich selbst als Mama toll findet und darum eigentlich stolz auf sich ist. Jungs können das nicht artikulieren, aber sie spüren den Unterschied. Ersteres macht sie groß, zweiteres macht sie klein. Wenn die Mutter in der zurückgelehnten Haltung stolz ist auf ihren Sohn, dann lässt ihn das frei, vereinnahmt ihn nicht und dann kann er auch von sich aus stolz auf die Mama sein. Es ist der Stolz von zwei Personen, die aber gleichsam auf je einer eigenen Scholle stehen. Ist sie in der aufgeblähten Haltung stolz auf ihren Sohn, dann braucht sie ihn für sich, für ihr Selbstbewusstsein und das macht ihn als jungen Mann abhängig und schwach. Was die Mutter für sich braucht, darf sie nicht vom Sohn holen, dafür ist er nicht zuständig.

Problemgespräche

„Was tue ich“, fragte eine Mutter, „wenn das Gespräch als Werkzeug versagt? Ein anderes habe ich nicht!“ Für Buben sind Problemgesprä-

che sinnlos. Zu diesem fast provokanten Ergebnis kommt eine amerikanische Psychologin, die in vier Studien mehr als zweitausend Kinder und Jugendliche befragte. Dass viele Buben und Männer nicht gern über ihre Probleme reden, ist offensichtlich. Dahinter liegen aber laut der Studie nicht Hemmungen, Gefühle zuzugeben, oder die Angst sich zu blamieren, sondern reines Desinteresse: Denn eigentlich halte der männliche Teil der Bevölkerung Problemgespräche großteils für Zeitverschwendung. Auf die Frage, was sie von Gesprächen über ihre Probleme erwarten, antworteten die Mädchen, dass sie auf Verständnis und das Gefühl hofften, nicht allein zu sein. Buben hingegen gaben zu Protokoll, dass sie sich "komisch" fühlen würden und "als ob sie ihre Zeit verschwenden", wenn sie Problemgespräche führen müssten. Nicht allen Buben geht es nach dem Reden besser.

Sicher ist, dass es Probleme gibt, über die man reden muss. Sicher ist aber auch, dass das nicht für alle Probleme gilt. Männer haben manchmal ganz andere Bewältigungsstrategien. Wenn uns zum Beispiel der Chef ärgert, würden viele Frauen gerne zwei Stunden darüber reden und dann geht es ihnen besser. Für viele Männer hingegen wären zwei Stunden Sport die effizientere Variante der Verarbeitung. Aus ihren Studien leitet die Psychologin Empfehlungen ab, die etwas differenzierter klingen: Eltern von Buben sollten sich darauf konzentrieren, den Wert von Gesprächen zu verdeutlichen. Mädchen wiederum sollte vermittelt werden, dass das permanente Reden über Probleme nicht der einzige Weg ist, damit umzugehen.



Mehr managen als verstehen

Reden ist das eine, für Buben aber auf keinen Fall alles. Das kann für Mütter oder Pädagoginnen zu einer Herausforderung werden, wenn sie vor allem auf das Reden als Problemlösung fokussiert sind. Der weibliche Zugang ist häufig, dass sie die Jungs verstehen wollen, dabei verstehen die sich selber oft nicht. Manchmal würde es den Umgang vermutlich entkrampfen, würden sie weniger versuchen zu verstehen, als zu regeln, weniger versuchen sich einzufühlen, als die erforderlichen Dinge zu managen, weniger Psychologin zu sein als viel mehr Schiedsrichterin. Wahrscheinlich müssen wir uns generell damit abfinden, dass sich die Geschlechter gegenseitig nie ganz verstehen können. Akzeptiert man das, wird manches leichter. Und noch etwas zur Beruhigung: Hinter der coolen Fassade der Jungs geht vermutlich gar nicht soviel vor, als manche Mütter meinen. Das männliche Gehirn kann regelrecht in eine Art Standby gehen, wenn sich der Träger beginnt zu entspannen. Männer, die nichts reden, denken tatsächlich nicht immer etwas.

Mütter dürfen hin und wieder ratlos sein, wenn es um ihre Söhne geht. Die eigentlichen Bubenexperten in der Familie sind die Väter, denn es sind ihre eigenen Söhne und zudem haben sie das alles selber durchgemacht. Darum kann die ratlose Mutter auch den Vater um Rat fragen oder einen anderen mit der Situation vertrauten Mann. Auf diesen Ratschlag hin konterte einmal eine Mutter: „ja, ich weiß schon, der findet das alles nicht so schlimm...“ Aber warum glaubt sie es ihm dann nicht?!

Wenn nichts mehr geht

Ende der Fahnenstange könnte man die Geschichte übertiteln, die meine Kollegin Ingrid Holzmüller in gemeinsamen Vorträgen oft erzählte. Einmal stieß die gelernte Pädagogin bei ihrem pubertierenden Sohn völlig an ihre Grenze. Fast eine Stunde lang hatte sie erfolglos auf ihn eingeredet und merkte bei sich selber, dass es das nicht sein kann. Völlig entnervt und ratlos sagte sie zu ihrem Sohn: „Ich weiß jetzt einfach nicht mehr weiter. Kannst du mir sagen, wie das mit uns gehen kann?“ Die Antwort kam schnell und klar: „Red' mich einfach einmal drei Tage lang nicht an!“ Sie ging darauf ein, so schwer es ihr manchmal auch fiel und es hat geklappt. Die ‚Schweigeexerzitien‘, wie sie es nachträglich nannten, hat ihre Mutter-Sohn-Beziehung nachhaltig verändert und entkrampft. Es ist für Männer ein völlig plausibles Beispiel dafür, dass unter Umständen Schweigen eine effizientere Lösung sein kann als Reden.

Rituelles Tun

Männer bringen manchmal mehr zum Ausdruck, indem sie etwas tun und weniger dadurch, dass sie es sagen. Männliche Lebenswelten sind häufig sehr rituell geprägt, da spielt das Reden eine untergeordnete Rolle und trotzdem ist das gemeinsame Tun äußerst bedeutungsvoll. Ein junger Mann schrieb einmal: „Es war ein Vater und ein Sohn. Einmal forderte er den Sohn auf, mit ihm ein Bier zu trinken. Das war das erste Mal. Für den Sohn war das ein großer Moment.“ Was er hier sehr schlicht beschreibt ist die männliche Initiation, die gleichsam rituelle Aufnahme des Sohnes in die Männerwelt durch den Vater - ein großer Moment für ihn, den er vermutlich nie vergessen wird. Es sind wichtige Gesten, wenn der Vater den Sohn an seiner männlichen Welt teilhaben lässt: das erste Bier, mit dem Auto fahren dürfen, selber einmal die Motorsäge ansetzen dürfen u.ä.. Es sind im Grunde männliche Liebesgeschichten, in denen der Sohn vom Vater als Mann bestätigt wird und sie zeigen sich in einem sprachlosen, rituellen Tun.



Rituelle Gesten oder gemeinsame Rituale können auch für Mütter oder Pädagoginnen eine gute Möglichkeit sein, in einen spielerischen und doch bedeutsamen Umgang zu kommen mit Buben oder Burschen, in eine sprachlose Kommunikation könnte man sagen. Ein weiteres Beispiel kann das vielleicht noch verdeutlichen: „An einem schönen Tag, fragte mich mein Vater, ob ich ihm nicht helfen wolle, die Alphütte von meinem Opa zu renovieren. Während der Arbeit haben wir dann fürchterlich gestritten. Beim Heimfahren, beide waren wir verärgert, blieb er auf einmal stehen, stieg aus, machte die Beifahrtür auf und sagte: ‚Rutsch rüber!‘ Ich durfte das Auto fahren.“

Das war ein gutes Zeichen der Versöhnung. Wir haben uns den Rest der Fahrt gut unterhalten.“ Und sie haben sich mit Sicherheit über anderes unterhalten als das, was sie getan haben, nämlich sich versöhnt.

Wortloses Einverständnis

Wenn Männer etwas miteinander unternehmen und dabei wenig reden, wird es von Frauen manchmal abgewertet: Typisch Männer, was macht ihr denn die ganze Zeit? Es kann schon Oberflächlichkeit sein oder Unsicherheit voreinander. Es gibt aber auch eine Form des männlichen Schweigens, die uns sehr viel bedeutet. Zwischen Männern gibt es ein wortloses Einverständnis, das gerade der Ausdruck besonderer Freundschaft ist, eine Art von tiefem Einverständnis, das keiner Worte bedarf und das vielleicht umso tiefer ist, je weniger es der Worte bedarf.

Ein junger Mann hat in einem Aufsatz geschrieben: „Es war einmal ein Sohn, der hatte den besten Vater der Welt. Obwohl sie es sich nie sagten, wussten sie, dass sie das beste Team der Welt waren.“ Auch das ist nichts anderes als eine männliche Liebesgeschichte. Die beiden wissen es voneinander und gerade darum brauchen sie es sich nicht zu sagen. Mutter und Tochter hingegen würden es sich gegenseitig immer wieder beteuern. Das weibliche Muster ist eher konträr: Wenn man sich mag, dann kann man immer über alles reden. Wenn Männer sich mögen, dann schweigen sie manchmal ganz bewusst in diesem tiefen wortlosen Einverständnis. Ich vermute, dass eine Mutter oder Pädagogin, die versucht in dieser Form mit einem Jungen in Kontakt zu gehen, in seiner Wertschätzung steigen wird.

Weniger face-to-face

Vielleicht trotzdem noch ein Tipp zum Reden: Buben wie erwachsene Männer, so zeigt es die Erfahrung, tun sich mit persönlichen Gesprächen oft leichter, wenn sie nicht face-to-face, also ganz direkt von Angesicht zu Angesicht geführt werden. Wenn die Mutter so ganz nebenher während des Zwiebelschneidens fragt, wie es heute in der Schule war, wird sie eher eine Antwort bekommen, als wenn sie ihn direkt konfrontiert. Bei erwachsenen Männern mag ein gemeinsamer Spaziergang manchmal die bessere Form sein, als das Gespräch über die Tischkante. Vielleicht hat es auch etwas mit der Wahrung des autonomen Ich zu tun.

Der nötige Respekt

Eine Frage, die immer wieder auftaucht: „Was muss eine Mutter tun, um von den Söhnen respektiert zu werden?“ Natürlich gibt es ein paar Dinge, die eine Mutter nie tun sollte: ihn vor anderen blamieren oder ihn am Arm bis vor die Schultüre bringen und ihn dort zum Abschied vor der ganzen Klasse abknutschen. Der arme Kerl wird Wochen brauchen, bis er den Platz in der Hackordnung wieder erlangt hat. Stellen Sie sich einfach wieder vor, er sei Winnetou oder Spiderman, das hilft. Wenn die Mutter den Buben in seiner noch so jungen Männlichkeit nicht respektiert, wird das auch umgekehrt nicht kommen.

Respekt ist etwas, das nur in Gegenseitigkeit funktionieren kann und damit stellt sich zuerst die Frage, wie sehr die Mutter (oder Pädagogin) Respekt vor dem Vater hat bzw. grundsätzlich vor Männern. Die innere Haltung gegenüber dem anderen Geschlecht wirkt sich aus, auch wenn es gar nicht ausgesprochen wird. Buben spüren instinktiv, ob sie mit einer gewissen Achtung als kleine Männer behandelt werden oder nicht und dann wächst umgekehrt auch bei ihnen die Achtung und der Respekt. Achtung entsteht mehr aus der Distanz und darum ist das Schlimmste für Söhne eine glückhafte Dauerbemutterung, in der es nur Nähe gibt. Die Mutter als beste Freundin des Sohnes hat eher etwas mit Missbrauch zu tun. Damit hängt zusammen, dass die Mutter (oder Pädagogin) auch hierarchisch ihre Position einnehmen sollte. Sie stehen mit den Jungs keinesfalls auf derselben Stufe, was sie nur völlig verwirren würde. Sie waren vor ihnen und sind für sie verantwortlich und darauf möchten Buben sich auch verlassen können.

Als Mutter Frau bleiben

Einer Mutter wird das besser gelingen, wenn sie gleichzeitig zum Muttersein sehr bewusst Frau bleibt und ihr eigenes Frausein pflegt, das nicht mit dem Sohn zu tun hat. Das steigert auch ihre eigene Selbstachtung als Frau und erleichtert damit die Achtung vor dem kleinen Mann, der nur ihr Sohn ist. Grundsätzlich gilt: Wo klare Grenzen sind, wächst auch die Achtung.

In dieser Perspektive vielleicht noch ein kurzer Tipp zum Schluss: Erziehen Sie als Mutter einen jungen Mann, wie sie als Frau gerne einen hätten, dann können Sie eigentlich nichts falsch machen. Ich habe nämlich noch nie eine Frau erlebt, die von sich sagte, sie hätte gern einen verwöhnten Mann...



Zur Relativierung

Der vorliegende Behelf fokussiert ganz bewusst auf Verhaltensweisen, in denen sich Buben und Mädchen unterscheiden. Das heißt aber nicht, dass sie das andauernd tun, oder dass alle Buben genau so sind. Mädchen und Buben können längere Zeit nebeneinander einfach Kind sein, ohne dass durchgehend unterschiedliche Muster wahrgenommen werden. Die Broschüre fokussiert auf die Unterschiede, weil sie Müttern oder Pädagoginnen dort, wo ihnen das Verhalten befremdend oder unverständlich erscheint, ein Stück weiterhelfen will im Verständnis und im Umgang mit Jungs.

Wenn Buben sich von ihren Müttern unterscheiden oder dann auch ablösen müssen, heißt das ebenso wenig, dass sie das andauernd tun. Unlängst beobachtete ich eine junge Familie im Urlaub. Die etwa achtjährige Tochter fand es offensichtlich reizvoll, die Gelegenheit zu nutzen, um Papa einmal voll für sich in Beschlag zu nehmen. Nachdem Papa quasi besetzt war, genoss es der vierjährige Sohn sichtlich, Mama ganz für sich zu haben. Das ist ebenso normal wie umgekehrt. Bedenklich wäre nur, wenn es in fünf oder mehr Jahren immer noch dasselbe Bild wäre. Und ebenso wie alle Mädchen nicht gleich sind, sind es auch nicht die Buben.

LITERATURTIPPS:

Allan Guggenbühl: Kleine Machos in der Krise. Wie Eltern und Lehrer Jungen besser verstehen können, Freiburg 2006 (Herder TB)

Steve Biddulph: Jungen! Wie sie glücklich heranwachsen, München 2002 (Heyne TB)

Reinhard Winter: Jungen. Eine Gebrauchsanweisung, Jungen verstehen und unterstützen, Weinheim 2011 (Beltz Verlag)